

Die Stimme des Apostels erheben

Pragmatische Leistungen der Autorenfiktion in den Petrusbriefen

von

KARL MATTHIAS SCHMIDT

1. Einleitung

Im Korpus der Katholischen Briefe finden sich zwei Texte, die in der *superscriptio* den Namen des Apostels Petrus tragen. In der neutestamentlichen Forschung besteht ein weit reichender Konsens darüber, dass es sich bei diesen Texten um Pseudepigraphen handelt. Petrus war weder der Verfasser des einen noch des anderen Schreibens.¹ Das bedeutet jedoch nicht, dass die Texte als Fälschungen verstanden werden *müssen*. Dieser kleine Beitrag versucht zu zeigen, dass die beiden Briefe auch als Fiktion und nicht nur unter der Voraussetzung einer Täuschung ihren Zweck erfüllen konnten.²

¹ Zur Frage der Verfasserschaft und den gemeinhin vorgebrachten Argumenten und Erwiderungen vgl. etwa N. BROX, Der Erste Petrusbrief, EKK XXI, Zürich u.a. ⁴1993, 43–47; J. H. ELLIOTT, 1 Peter. A New Translation with Introduction and Commentary, AncB 37B, New York u.a. 2000, 118–130, und R. FELDMER, Der erste Brief des Petrus, ThHK 15/1, Leipzig 2005, 23–26; bzw. A. VÖGTLE, Der Judasbrief. Der 2. Petrusbrief, EKK XXII, Solothurn u.a. 1994, 122–125, und H. PAULSEN, Der Zweite Petrusbrief und der Judasbrief, KEK 12/2, Göttingen 1992, 93–95. Zuletzt legt sich die Pseudepigraphie des Ersten Petrusbriefes wegen intertextueller Beziehungen und der daraus resultierenden Datierung nahe. Jens Herzer hat auf die Berührungen des Schreibens mit der Apostelgeschichte verwiesen, während Rainer Metzner die Kenntnis des Matthäusevangeliums wahrscheinlich gemacht hat; vgl. J. HERZER, Petrus oder Paulus? Studien über das Verhältnis des Ersten Petrusbriefes zur paulinischen Tradition, WUNT 103, Tübingen 1998, 62–73.164f.177–181.192–195.262–264, und R. METZNER, Die Rezeption des Matthäusevangeliums im 1. Petrusbrief. Studien zum traditionsgeschichtlichen und theologischen Einfluß des 1. Evangeliums auf den 1. Petrusbrief, WUNT II/74, Tübingen 1995, bes. 7–68. Von daher ist mit einer Abfassung des Textes nicht vor der Jahrhundertwende zu rechnen. Das Argument der späten Entstehung gewinnt im Fall des Zweiten Petrusbriefes noch an Bedeutung.

² „Fiktion“ meint hier im Gegensatz zu „Täuschung“, dass der reale Autor den Text derart konzipierte, dass dieser *nicht* dem in der *superscriptio* angegebenen Verfasser zuzuschreiben war. Zur Diskussion über das Phänomen der Pseudepigraphie im Neuen

Dazu soll zunächst die Absenderangabe des Briefes unter Rückgriff auf einen fraglos fiktiven Brief Ovids erzähltheoretisch eingeordnet werden.³ In einem zweiten Schritt ist unter Verweis auf das rhetorische Stilmittel der Prosopopoiie zu zeigen, dass die Verfasserfiktion dem Ziel, die Leserinnen und Leser zu einer bestimmten Haltung zu bewegen, nicht entgegenstand. Nach diesen Vorarbeiten werden die beiden Petrusbriefe im Hinblick auf die narrativen Ebenen ansatzweise als fiktionale Literatur analysiert, bevor abschließend anstelle einer Zusammenfassung eine hypothetische Lektüresituation skizziert wird, in der die Texte in den Gemeinden verankert gewesen sein könnten.

2. Autor und Erzähler des fiktiven Briefes

„Ich würde gerne mehr schreiben, aber meine Hand erschlafft unter dem Gewicht der Kette und allein schon die Angst raubt mir die Kräfte.“⁴ So endet der Brief Hypermestras an Lynceus. Kein antiker Leser hätte diesen Brief für ein echtes Schreiben der Danaide gehalten. Der Text gehört zu

Testament vgl. M. JANSSEN, Unter falschem Namen. Eine kritische Forschungsbilanz frühchristlicher Pseudepigraphie, ARGU 14, Frankfurt a.M. u.a. 2003. Seitdem wurde die Diskussion vor allem im Bereich der Pastoralbriefe, insbesondere im Zusammenhang mit der These, die drei Briefe seien als einheitlich konzipiertes *Corpus Pastorale* verfasst worden, fortgeführt; vgl. für die Diskussion im deutschsprachigen Raum etwa J. HERZER, Abschied vom Konsens? Die Pseudepigraphie der Pastoralbriefe als Herausforderung an die neutestamentliche Wissenschaft, ThLZ 129 (2004), 1267–1282; ders., „Das Geheimnis der Frömmigkeit“ (1Tim 3,16). Sprache und Stil der Pastoralbriefe im Kontext hellenistisch-römischer Popularphilosophie – eine methodische Problemanzeige, ThQ 187 (2007), 309–329; G. HÄFNER, Das Corpus Pastorale als literarisches Konstrukt, ThQ 187 (2007), 258–273; A. MERZ, Die fiktive Selbstausslegung des Paulus. Intertextuelle Studien zur Intention und Rezeption der Pastoralbriefe, NTOA 52, Göttingen/Freiburg (CH) 2004, 195–387; dies., Amore Pauli. Das Corpus Pastorale und das Ringen um die Interpretationshoheit bezüglich des paulinischen Erbes, ThQ 187 (2007), 274–294.

³ Mit der Wahl eines römischen Kunstbriefes als Vergleichstext wird eine hellenistisch-römische Perspektive für den literaturtheoretischen Vergleich gewählt. Die Bedeutung der jüdisch-hellenistischen Tradition für die Pseudepigraphie wird damit nicht geleugnet. Da sich die beiden Petrusbriefe zumindest auch an griechische Leserinnen und Leser wandten, scheint es mit Blick auf die Rezipientinnen und Rezipienten jedoch gerechtfertigt, die Texte auch im griechisch-römischen Umfeld zu verankern.

⁴ Ovid, Heroides 14,131f.: „Scribere plura libet, sed pondere lapsa catenae | est manus, et vires substrahit ipse timor.“ Text und Übersetzung hier und im Folgenden: P. Ovidius Naso, Heroides – Briefe der Heroinnen. Lateinisch-deutsch. Übers. u. hg. v. D. Hoffmann / C. Schliebitz / H. Stocker, Reclam Universal-Bibliothek 1359, Stuttgart 2000. Leicht zugänglicher Text mit deutscher Übersetzung auch bei P. Ovidius Naso, Liebesbriefe. Heroides – Epistulae. Lateinisch-deutsch. Hg. u. übers. v. B. W. Häuptli, Sammlung Tusculum, Zürich 1995.

einer Reihe elegischer Briefe, die von Ovid verfasst und von Beginn an als Sammelwerk ediert wurden.⁵ Wengleich die Heroides der Gattung nach Briefe sind, lässt sich die Rolle der Absenderin gut mit Kategorien der Erzähltheorie beschreiben, wie sie etwa von Gérard Genette bereitgestellt wurden.⁶

Hypermetra erzählt ihre Leidensgeschichte, eine Geschichte, in der sie selbst vorkommt; sie ist somit eine homodiegetische Erzählerin und kann – da sie selbst die Heldin, die Heroin, der von ihr erzählten Geschichte ist – mit Genette als autodiegetische Erzählerin bezeichnet werden.⁷ Nachdem sich Danaos mit seinen fünfzig Töchtern vergeblich gegen seinen Bruder Aegyptus und dessen fünfzig Söhne zur Wehr gesetzt hatte und der verhasste Bund mit dem Bruder unausweichlich schien, empfahl der Vater den sich gegen die Ehe sträubenden Töchtern, ihre Bräutigame in der Hochzeitsnacht zu ermorden. Hypermetra führte als einzige den Plan nicht aus, sondern verhalf Lynceus zur Flucht und wurde daraufhin vom Vater eingesperrt.⁸

Diese Geschichte wird von Hypermetra im Rahmen eines Rückblicks erzählt, der am Abend vor der Hochzeitsnacht einsetzt und bis zur Inhaftierung im Kerker voranschreitet (Ovid, Heroides 14,21–84). Die Danaide schildert zuletzt die Situation, in der sie sich befindet, als sie den Brief schreibt. Sie ist nicht nur Erzählfigur, sondern auch Erzählerin. Das Abfassen des Briefes fungiert als extradiegetischer Erzählakt,⁹ der selbst thema-

⁵ Zur Kommentierung des Hypermetra-Briefes vgl. J. REESON, *Ovid Heroides 11, 13 and 14. A Commentary*, Mn.S 221, Leiden u.a. 2001, 210–314. Zu den Heroides insgesamt vgl. etwa H. Casanova-Robin (Hg.), *Amor Scribendi. Lectures des Héroïdes d'Ovide*, Grenoble 2007; J. FARRELL, *Reading and Writing the Heroides*, HSCP 98 (1998), 307–338; L. FULKERSON, *The Ovidian Heroine as Author. Reading, Writing, and Community in the Heroides*, Cambridge u.a. 2005; J.-C. JOLIVET, *Allusion et fiction épistolaire dans les Héroïdes. Recherches sur l'intertextualité ovidienne*, CEFR 289, Paris u.a. 2001; E. SPENTZOU, *Readers and Writers in Ovid's Heroides. Transgressions of Genre and Gender*, Oxford 2003; F. SPOTH, *Ovids Heroides als Elegien*, Zet. 89, München 1992, bes. 189–198.

⁶ Vgl. G. GENETTE, *Die Erzählung*, UTB 8083, München²1998. Zu den Möglichkeiten und Grenzen der modernen Narratologie in Anwendung auf antike Texte vgl. T. A. SCHMITZ, *Moderne Literaturtheorie und antike Texte. Eine Einführung*, Darmstadt 2002, bes. 55–75.

⁷ Vgl. GENETTE, a.a.O. 175f.

⁸ Impulse für Ovids Hypermetra-Brief dürfte vor allem Hor.carm. 3,11,22–52 geliefert haben. Zum Mythos vgl. Apollodor, *Bibliotheca* 2,11–22 und Aischylos, *Prometheus Vincit* 853–869; außerdem Ov.met. 4,462f.; 10,43f.; Pausanias, *Descriptio Graeciae* 2,21,2; 2,24,2; 3,12,2; Pindar, *Nemeische Oden* 10,6; *Pythische Oden* 9,112–116. Von den Bearbeitungen der Tragiker sind nur Aischylos' *Hiketiden* erhalten geblieben.

⁹ Die „Abfassung ... ist ein (literarischer) Akt, der auf einer ersten Ebene vollzogen wird, die wir extradiegetisch nennen wollen“, GENETTE, *Erzählung* (s. Anm. 6), 163. Die

tisiert wird, so etwa im oben zitierten Schlussakt, der auf die von der Fessel beschwerte Hand der Schreiberin verweist.¹⁰

Ovid bietet mit seiner Sammlung der ersten fünfzehn Briefe keinen Briefroman, der es erlaubt, das gleiche Ereignis aus dem jeweiligen Gesichtspunkt verschiedener Autoren zu betrachten.¹¹ Vielmehr blicken die Leserinnen und Leser jeweils aus einer Perspektive auf das Geschehen. Der Dichter arbeitet mit einer internen Fokalisierung, er beschreibt die Ereignisse aus der Perspektive der Heldin.¹² Lynceus reagiert nicht auf das Schreiben – im Gegensatz zu den Heroinnen in den Briefpaaren (Ovid, *Heroides* 16–21), die in einer Zweitaufgabe der *Heroides* beigefügt wurden¹³ und gewissermaßen Mini-Briefromane bilden. Die Erzählung umfasst nur dieses eine Schreiben. Der Brief ist aber auch hier „gleichzeitig Medium der Erzählung und Element der Handlung“¹⁴, denn Hypermestra erzählt im Brief ihre Geschichte bis zu dem Punkt, an dem sich die Geschichte in ihrem Briefschreiben fortsetzt. Die Zeit der Narration changiert zwischen der gleichzeitigen Narration, dem Erzählen während des Briefschreibens, und der späteren Narration, dem Erzählen der vergangenen Ereignisse.¹⁵

Dabei begnügt sich Hypermestra nicht mit dem Rückblick auf die Hochzeitsnacht, in den ein Monolog und zwei kurze Appelle an den Cousin eingelassen sind (Ovid, *Heroides* 14,53–66.73f.77), sondern schaut noch weiter zurück. An die erste Retrospektive schließt sich zunächst die in V.23 vorbereitete Geschichte von Io an, die von Argos nach Ägypten floh (V.85–108). Damit leitet Hypermestra zum zweiten, sehr kurzen, Rückblick über, in dem sie erzählt, wie der Vater gegen seinen Bruder Krieg führte und schließlich in die andere Richtung, nach Argos, floh (V.111–114). Nach einer kurzen Beschreibung des Status quo (V.115–118)

Ereignisse, die in dieser ersten Erzählung erzählt werden, nennt Genette entsprechend „intradiegetisch“ (ebd.).

¹⁰ Die Briefsituation schafft insbesondere für die Kommunikationsfunktion des Erzählens Raum. Hypermestra wendet sich direkt an den Adressaten ihrer Erzählung. Zu den verschiedenen Erzählfunktionen vgl. GENETTE, a.a.O. 83–186.

¹¹ Trotz der Beziehungen, die zwischen den Briefen bestehen, sind die Texte im Hinblick auf die Abfassungsfiktion als singuläre Schreiben anzusehen; vgl. dagegen FULKERSON, *Heroine* (s. Anm. 5), 67–86.

¹² Der Fokus beschreibt die Perspektive, aus der eine Geschichte erzählt wird. Intern ist die Fokalisierung, wenn aus der Perspektive einer Erzählfigur erzählt wird. Im Fall des Briefromans spricht Genette von einer multiplen internen Fokalisierung. Zur Fokalisierung vgl. GENETTE, *Erzählung* (s. Anm. 6), 132–138.

¹³ Zu den Briefpaaren vgl. etwa C. M. HINTERMEIER, *Die Briefpaare in Ovids Heroides. Tradition und Innovation*, *Palingenesia* 41, Stuttgart 1993, Exkurs zu Entstehungsgeschichte und Datierung a.a.O. 190–195, und V. RIMELL, *Ovid's Lovers. Desire, Difference and the Poetic Imagination*, Cambridge u.a. 2006, 156–204.

¹⁴ GENETTE, *Erzählung* (s. Anm. 6), 155.

¹⁵ Vgl. a.a.O. 153–162.

schließt sich sodann ein Ausblick auf die Zukunft an, der als Alternativen zur bevorstehenden Strafe jedoch nur die Befreiung oder Tötung durch den Vetter vorsieht (V.119–130). Die Geschichte dieser früheren Narration bleibt hypothetisch. Die antiken Leserinnen und Leser wussten, dass die Ereignisse einen anderen Verlauf nahmen, weil der Vater Hypermestra schließlich aus der Haft entließ und Lynceus zur Frau gab. Im Rahmen der Brieffiktion berührt die Zeit der Narration das Phänomen der Erzählordnung. So lassen sich die Rückblicke als Analepsen verstehen; sie ergänzen die Geschichte bis zur Zeitspanne des Erzählaktes, in dem sich Narration und Geschichte überlagern.¹⁶ Das Schreiben verknüpft aber auch die jüngste Vergangenheit mit der nahen Zukunft. Der Akt der Narration rückt zwischen das Vergehen, den Widerstand gegen den Vater, und das zu erwartende Gericht.¹⁷

Die Brieffiktion ermöglicht eine Modifikation der Erzählperspektive. Der Brief verknüpft „ständig ... eine Art inneren Monolog mit einem nachträglichen Bericht. Der Erzähler ist hier, und zwar zugleich, *noch* der Held und *schon* ein anderer: Die Ereignisse des Tages sind schon vergangen, und der *point of view* kann sich seitdem verändert haben; die Gefühle und Ansichten am Abend oder am folgenden Tag jedoch gehören völlig zur Gegenwart.“¹⁸ Hypermestra bleibt sich und ihrer Entscheidung, sich dem Geheiß des Vaters zu widersetzen, treu.¹⁹ Gleichwohl macht Ovid deutlich, dass sich die Leserinnen und Leser zwei Heldinnen gegenüber sehen, die sich in unterschiedlichen Situationen befinden. Denn während die Hypermestra der intradiegetischen Erzählung den Dolch zur Hand nimmt, die sie im Angesicht des Verbrechens jedoch sinken lässt, sodass diese frei von Blut bleibt (V.5.8.43–50.56–60.76), umfasst die Hand der extradiegetischen Hypermestra den Griffel, erstarrt aber in Erinnerung an das Blutbad,

¹⁶ Zu den Analepsen vgl. a.a.O. 32–45. Streng genommen handelt es sich um eine externe Analepse, weil der Erzählstrang der knappen Erzählung „Hypermestra sitzt im Kerker und schreibt einen Brief an Lynceus“ erst in dem Moment beginnt, als die Heldin zur Feder greift. Fasst man trotz der verschiedenen Erzählebenen die vorausgesetzte Hypermestra-Geschichte als Erzählrahmen auf, ist die Analepse gleichwohl kompletiv, sie ergänzt, was sich bis zum Zeitpunkt der Briefabfassung zugetragen hat.

¹⁷ Besonders deutlich wird die Korrelation von Vergehen und erwarteter Strafe in der Einleitung, wo die Hochzeitsfackel und das nicht verwendete Mordinstrument aus der Hochzeitsnacht als Folterutensilien beschrieben werden. Hypermestra fürchtet Feuer und Tod zu leiden, weil sie dieses Schicksal ihrem Cousin nicht zufügen wollte (Ovid, Heroides 14,9–12). Der Brief scheint so am Wendepunkt geschrieben zu sein.

¹⁸ GENETTE, Erzählung (s. Anm. 6), 155.

¹⁹ „Die ist nicht wirklich fromm, die ihre Frömmigkeit bereut“, Ovid, Heroides 14,14: „non est, quam piget esse, pia.“ Hypermestra unterstreicht, dass sie ihre missliche Lage ungerechterweise ihrer *pietas* verdankt, an der sie bis zum Tod festhalten will (vgl. V.49.84.129 und V.4.26.64.123).

bevor sie schließlich unter der Last der Ketten erlahmt (V.17–20.131f.).²⁰ Durch das Schreiben wird das Vergangene gegenwärtig, in der Narration wird das Erzählte erneut präsent. Diese Überlappung der Erzählebenen zeigt sich auch beim Blick auf den Adressaten des Briefes. Denn Lynceus ist seinerseits nicht nur Briefpartner, sondern auch eine Figur der intradiegetischen Erzählung, innerhalb derer er aber als Gegenüber der Briefkommunikation (vgl. V.47), als „Du“, angesprochen wird (V.41f.48.68.72.75–80).

Es besteht also eine Differenz zwischen der Hypermestra, die neben ihrem Vetter saß, und der Hypermestra, die allein im Kerker sitzt. Die Erzählerin ist ebenso wenig wie der Adressat mit sich in ihrer Rolle als Erzählfigur identisch, obwohl es sich um die gleiche mythische Person handelt, die eine Figur im Kontinuum der gleichen, allerdings auf verschiedenen Erzählebenen verhandelten, Geschichte ist, weswegen sich die Perspektive als interne feste Fokalisierung umreißen lässt. Denn der Perspektivenwechsel vollzieht sich nicht zwischen verschiedenen Erzählfiguren, sondern innerhalb der gleichen, sich entwickelnden Erzählfigur. Von daher kann man von Fokusvarianten sprechen. Dabei überschneiden sich im Fall des Briefes auch die Erzählinstanzen, weil die Heldin im Verlauf der Ereignisse schließlich zur Erzählerin wird.²¹

3. Prosopopöien in Briefform

Was trägt der kurze Ausflug in die Erzähltheorie am Beispiel eines Heroïdenbriefes für die Analyse der neutestamentlichen Petrusbriefe bei? Zunächst ist zu konzedieren, dass die Unterschiede zwischen den Heroïdes und den Petrusbriefen unverkennbar sind. Ovid entwirft das Porträt von mythischen Gestalten aus einer längst vergangenen Zeit. Die Petrusbriefe stammen dagegen vorgeblich von einer realen Person aus der jüngeren Geschichte der Gemeinden. Der Dichter wollte in erster Linie seine Leserinnen und Leser unterhalten, die neutestamentlichen Texte reagierten dagegen auf eine kritische Situation, in denen sie den christlichen Gemeinden Orientierung bieten wollten. Während Lynceus als Adressat des fiktiven Briefes kein reales Pendant in der Leserschaft hatte, sprachen die Petrusbriefe indirekt in die Situation ihrer Leserinnen und Leser hinein. Konnten die Petrusbriefe angesichts dieser Unterschiede ihren pragmatischen Zweck, die Gemeinde zu ermuntern und zu ermahnen, erfüllen, wenn sie als Fiktion verstanden wurden?

²⁰ Vgl. auch SPOTH, *Heroïdes* (s. Anm. 5), 193–195.

²¹ Vgl. GENETTE, *Erzählung* (s. Anm. 6), 155f.243f.

Es gibt auch Gemeinsamkeiten. Ovid lässt mit seinen Briefen gewissermaßen Tote auferstehen und verleiht ihnen Stimme. Das gilt auch für die Petrusbriefe, wenn man sie nach der Jahrhundertwende datiert.²² Dabei konnten sich die Briefautoren eine Technik zunutze machen, die in der Rhetorik angewendet wurde. Das Stilmittel der Prosopopöie sah vor, dass der Redner während seiner Rede gleichsam eine andere Figur reden ließ, indem er einer existierenden oder fiktiven Person seine Worte in den Mund legte, einen Toten aus dem Hades hinauf rief, oder gar einen Gegenstand zum Leben erweckte.²³ Ein klassisches Beispiel bietet Ciceros *Pro M. Caelio oratio*. Nacheinander inszeniert Cicero zunächst den verstorbenen Appius Claudius Caecus, dann den noch lebendigen Bruder der Angeklagten, Publius Clodius Pulcher, auf seiner Rednerbühne, um seinen Argumenten mehr Gewicht zu verleihen. Das klang für die Zuhörerinnen und Zuhörer dann wie folgt:

²² Unsicher ist, welche literarischen Vorlagen den Autoren der Petrusbriefe bei der Abfassung fiktiver Briefe zur Verfügung standen. Ovid glaubte, mit den *Heroides* eine neue literarische Gattung geschaffen zu haben (vgl. Ovid, *Ars amatoria* 3,345f.), dazu etwa SPOTH, *Heroides* (s. Anm. 5), 22–34.215–231. Nichtsdestotrotz wird immer wieder Properz, *Carmina* 4,3 als mögliches Vorbild für die *Heroides* gehandelt. C. WALDE, *Literatur als Experiment? Zur Erzähltechnik in Ovids Heroides*, *AuA* 46 (2000), 124–138 (129f.135f.), stellt diese Verbindung in Frage und verweist stattdessen auf Properz, *Carmina* 4,7; vgl. auch etwa SPOTH, a.a.O. 190. Cynthia erscheint nach ihrem Tode Properz im Traum und beansprucht ihre eigene Dichtung für sich (V.77f.). Sie erzählt, wie sie in der Unterwelt mit den Heroinnen, unter anderem mit Hypermestra, als Beispiel der Treue im Gegensatz zur Ehebrecherin (V.53.57f.) in elysischen Gefilden zusammensitzt. Dort erzählen sie sich ihre altbekannten Geschichten (V.63–69). In der Tat gewinnt Ovids Briefsammlung ihren Reiz – auch wenn darin allein kaum die Neuheit begründet lag – zu einem großen Teil aus den Möglichkeiten der Intertextualität, die Properz' Arethusa-Brief vermissen lässt. Ovid dachte jedenfalls kaum an die Gattung des fiktiven Briefes an sich, als er seine Innovation feierte. In Ansätzen zeigt sich das Spiel mit den literarischen Vorgaben allerdings auch in den Petrusbriefen. Die Autoren der Petrusbriefe konnten dabei aber durchaus auf Beispiele außerhalb der *Heroides* zurückgreifen. Erwähnt seien nur die pseudepigraphischen Kynikerbriefe (Text mit deutscher Übersetzung bei E. MÜSELER, *Die Kynikerbriefe*. Mit Beiträgen und dem Anhang „Das Briefcorpus Ω“ von M. Sicherl, 2 Bd., SGKA.M 6–7, Paderborn u.a. 1994). Fraglich bleibt, ob der Autor des Ersten Petrusbriefes bereits christliche Beispiele fiktiver Briefe vor Augen hatte. Das hängt zum einen von den Hypothesen zur Intertextualität ab, zum anderen davon, ob die als Pseudepigraphen identifizierten Texte als Fiktion oder als Täuschung einzustufen sind. Im Fall des Jakobus- und des Judasbriefes ist schon der Nachweis, dass der Text ein Pseudepigraph ist, dadurch erschwert, dass keine eindeutige Inanspruchnahme einer christlichen Autorität vorliegt.

²³ Zur in der Antike divergierenden Terminologie vgl. Quintilian, *Institutio oratoria* 9,2,31f., sowie H. LAUSBERG, *Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft*, Stuttgart 2008, §§ 820–829.1131f.

Wenn Du es aber lieber hast, daß ich mich mehr als Weltmann gebe, dann will ich folgendermaßen mit dir reden. Ich lasse den strengen und fast bäurisch groben alten Herrn abtreten und zitiere einen aus deiner Generation hierher, am liebsten deinen jüngeren Bruder ... Nimm also an, er rede so mit dir: „Was machst du für einen Wirbel, Schwester – was regest du dich so auf?“²⁴

Quintilian hebt die pragmatische Leistung des Stilmittels für die Erregung von Mitleid hervor und weist der Prosopopoiie damit einen außerhalb der Unterhaltung liegenden Zweck zu.

(25) Für solche Stellen sind die Prosopopoiien besonders nützlich, das heißt erfundene Reden fremder Personen, wie sie der Anwalt den Prozessierenden in den Mund legt. Schon die nackten Tatsachen vermögen zu rühren. Wenn wir aber die beteiligten Personen selbst reden lassen, wird auch aus den Personen noch eine Gefühlswirkung gewonnen. (26) Denn der Richter hat nicht den Eindruck, Menschen über fremdes Unglück weinen zu hören, sondern Empfindung und Stimme der Armen selbst in sein Ohr aufzunehmen ...; und wie es noch mitleiderregender wäre, wenn sie selbst es vortrügen, so ist es doch schon um einen gewissen Grad mächtiger in seiner rührenden Wirkung, wenn es gleichsam aus ihrem eigenen Mund kommt – wie ja auch bei den Schauspielern auf der Bühne dasselbe Wort und derselbe Vortrag, unter der Maske gesprochen, mehr Kraft zur Erregung der Gefühle entfaltet.²⁵

Die Anwendung der Prosopopoiie war freilich nicht auf anwesende Prozessbeteiligte begrenzt, ihre Wirkungen reduzierten sich nicht auf das Erregen von Mitleid, wie das Beispiel aus der Rede Ciceros zeigt, und der Sache nach war sie auch nicht auf die Gattung der Rede oder gar der Gerichtsrede beschränkt.

Der Brief eignete sich als Realisierung der Prosopopoiie schon deswegen besonders gut, weil eine seiner Aufgaben darin bestand, im Rahmen der brieflichen *Parusia* die Trennung der Briefpartner zu überwinden.²⁶ Im

²⁴ Cic. Pro M. Caelio oratio 36 (15): „Sin autem urbanus me agere mavis, sic agam tecum. Removebo illum senem durum ac paene agrestem; ex his igitur tuis sumam aliquem ac potissimum minimum fratrem qui est in isto genere urbanissimus ... Eum putato tecum loqui: ‚Quid tumultuaris, soror? quid insanis?‘“ Text und Übersetzung: M. Tullius Cicero, Pro M. Caelio oratio – Rede für M. Caelius. Mit einem Anhang ausgewählter Briefe des Caelius an Cicero. Lateinisch-Deutsch. Übers. u. hg. v. M. Giebel, Reclam Universal-Bibliothek 1237, Stuttgart 1994.

²⁵ Quintilian, Institutio oratoria 6,1,25f.: „His praecipue locis utiles sunt prosopopoeiae, id est factae alienarum personarum orationes, † quales litigatore dicit patronum, nudaes tantum res movent: at cum ipsos loqui fingimus, ex personis quoque trahitur adfectus. 26 non enim audire iudex videtur aliena mala deflentis, sed sensum ac vocem auribus accipere miserorum ...: quantoque essent miserabiliora, si ea dicerent ipsi, tanto sunt quadam portione ad afficiendum potentiora, cum velut ipsorum ore dicuntur, ut scaenicis actoribus eadem vox eademque pronuntiatio plus ad movendos adfectus sub persona valet.“ Text und Übersetzung: M. Fabius Quintilianus, Ausbildung des Redners. Zwölf Bücher. Hg. u. übers. v. H. Rahn, 2 Bd., TzF 2–3, Darmstadt ²1988.

²⁶ Zur brieflichen *Parusia* vgl. H. KOSKENNIEMI, Studien zur Idee und Phraseologie des griechischen Briefes bis 400 n. Chr., STAT 102/2, Helsinki 1956, 38–42.

Brief wurde der abwesende Briefpartner gleichsam gegenwärtig. Es bot sich daher an, Hypermestra im Rahmen eines Briefes zum Leben zu erwecken, wie Cicero den verstorbenen Appius Claudius Caecus aus der Unterwelt herauf rief. Von daher können die Heroides als Prosopopoiien in Briefform verstanden werden. Da sich fiktionale Briefe auch zu anderen Zwecken als dem der Unterhaltung einsetzen ließen und nicht weniger als Redeeinlagen eine pragmatische Wirkung entfalten konnten, um die Leserinnen und Leser in die eine oder andere Richtung zu bewegen, ist nicht grundsätzlich auszuschließen, dass auch der Apostel Petrus durch ein fiktives Schreiben im Rahmen einer brieflichen Prosopopoiie vergegenwärtigt wurde.

Nach Pseudo-Demetrius, *De elocutione* 227 war es die vornehmliche Aufgabe des Briefes, der als Spiegel der Seele gelten durfte, das Ethos des Briefschreibers zum Ausdruck zu bringen. Auch für die Prosopopoiie spielte das Ethos eine wichtige Rolle und zwar das Ethos der kreierte Figur. Sollte die Inszenierung glaubwürdig sein, musste die Darstellung des Charakters zur Person passen (vgl. Quintilian, *Institutio oratoria* 9,2,29f.). Wollte man das Ethos des Apostels Petrus in Erinnerung rufen und den Leserinnen und Lesern vor Augen stellen, um sie durch sein hervorragendes Beispiel zu ermuntern, bot sich daher die Prosopopoiie und insbesondere die Prosopopoiie in Briefform als literarische Form an. Die realen Autoren der Petrusbriefe verwiesen nicht auf ihr eigenes Ethos, sondern auf das des Petrus und machten sich so ein geliehenes Ethos zu Nutze, um die Gemeinde zum Glaubenszeugnis zu bewegen. Sie konnten Petrus im Rahmen einer brieflichen Prosopopoiie gewissermaßen von den Toten herauf rufen, um ihn zur Gemeinde in seinem – mutmaßlichen – Sinne sprechen zu lassen.

4. Fiktionale Verfasserangaben in den Petrusbriefen?

Nicht alle im Zusammenhang mit dem Hypermestra-Brief gemachten Beobachtungen lassen sich auf die Petrusbriefe übertragen. Aber es kann hilfreich sein, sich von den kanonischen Texten zunächst zu entfernen, um dadurch einen anderen Blickwinkel auf sie zu gewinnen. Im Gegensatz zu Ovid, der die Texte seiner griechischsprachigen Briefschreiberinnen in lateinischer Sprache abfasste und schon so eine Distanz zwischen der angeblichen Absenderin und dem Text schuf, sind die beiden realen Autoren der Petrusbriefe mindestens den heutigen Rezipientinnen und Rezipienten nicht bekannt. Für beide Schreiben gilt aber, sofern man sie für Pseud-epigraphen hält, dass der reale Autor gerade nicht Petrus ist. Hingegen kann Petrus jeweils als „Erzähler“ gelten wie Hypermestra im vierzehnten

Heroidenbrief. Der Apostel schreibt Briefe an die Gemeinden und „erzählt“ damit selbst nicht nur – sehr fragmentarisch – die Geschichte der intradiegetischen Erzählfiguren, nämlich seine eigene Geschichte und die der Gemeindeglieder, sondern auch die Geschichte der extradiegetischen Briefabfassung.

Die Ungewissheit über die Identität der tatsächlichen Autoren wirft allerdings die Frage auf, ob die Verfasser der Petrusbriefe ihre Leserinnen und Leser täuschen wollten, indem sie suggerierten, dass die Briefe tatsächlich vom Apostel Petrus stammten, oder ob es sich bei den Texten um fiktionale Briefe ähnlich den Heroides handelt, die gar nicht für sich in Anspruch nehmen, vom Apostel selbst verfasst zu sein. Auch die Unterscheidung von Fiktion und Täuschung lässt sich narratologisch beschreiben. Denn während im Fall der Täuschung der implizite Autor Petrus ist, ist er im Fall der Fiktion nicht Petrus. Entsprechend war Petrus im einen Fall ein zuverlässiger Erzähler, im anderen Fall ein unzuverlässiger, dem man in der Frage der Verfasserschaft keinen Glauben schenken sollte.²⁷ Bei einer intendierten Täuschung sollten die Leserinnen und Leser Petrus für den Autor halten, den Text also so verstehen, als sei er von Petrus geschrieben worden, bei einer intendierten Fiktion sollten sie den Autor ausdrücklich nicht für Petrus halten, sondern erkennen, dass Petrus nur als fiktiver Erzähler fungiert. Die hier vorgenommene Unterscheidung orien-

²⁷ Die Begriffe *implied author* und *unreliable narrator* hat Wayne C. Booth geprägt; vgl. W. C. BOOTH, *The Rhetoric of Fiction*, Chicago u.a. 1983 (Erstausgabe 1961). GENETTE, *Erzählung* (s. Anm. 6), 284–295, hält den impliziten Autor für eine weitestgehend überflüssige Instanz. Das mag damit zusammenhängen, dass Genette den impliziten Leser mit dem extradiegetischen Adressaten identifiziert und folglich mit einer unnötigen Verdoppelung der Instanzen rechnet. Doch Lynceus ist zwar extradiegetischer Adressat, aber nicht der implizite Leser des vierzehnten Heroidenbriefes. Man kann dagegen fragen, ob es sinnvoll ist, zwischen implizitem Autor und implizitem Leser zu unterscheiden, da beide Instanzen zuletzt nur das Ergebnis der Textanalyse repräsentieren. Mit dem Verweis auf den impliziten Autor wird der Akzent allerdings stärker auf die Rezeption gelegt, handelt es sich doch um den Autor, dessen Stimme man aus dem Text rekonstruiert. Umgekehrt repräsentiert der implizite Leser als Konstrukt jenes Textverständnis, das der reale Autor im Text verankerte. Abgesehen davon, dass man Genettes Vorbehalte nicht teilen muss, ist die Instanz des impliziten Autors zumindest äußerst hilfreich zur Unterscheidung von Fiktion und Täuschung des pseudepigraphischen Briefes. C. ROSE, *Theologie als Erzählung im Markusevangelium. Eine narratologisch-rezeptionsästhetische Untersuchung zu Mk 1,1–15*, WUNT II/236, Tübingen 2007, 55, unterscheidet in einer Randnotiz seiner narrativen Analyse im Kontext der Pseudepigraphie zwar den empirischen und den impliziten Autor, verwendet „implizit“ aber „in einem etwas anderen Gebrauch. Nicht der in der Erzählstrategie codierte Autor ist jetzt gemeint, sondern derjenige, als der sich der empirische Autor verstanden wissen will. Es wäre dann angemessener, von einem ‚empirischen Autor 2‘ zu sprechen.“ Aber gerade, weil der Autor – im Fall der Täuschung – als Apostel verstanden werden will, ist der implizite Autor „der in der Erzählstrategie codierte Autor“.

tiert sich also an der mutmaßlichen Autorenintention. Im einen Fall gab der Autor eine Entsprechung von Erzähler und Autor vor, im anderen Fall wurde gerade die Differenz von Autor und Erzähler für die Darstellung nutzbar gemacht.

4.1 *Der Leidenszeuge spricht*

Die Frage, ob die beiden Petrusbriefe besser als Fiktion oder als Täuschung zu verstehen sind, kann nur für jeden der beiden Texte getrennt beantwortet werden. Der Erste Petrusbrief²⁸ bietet keine offensichtlichen Hinweise darauf, wie er rezipiert werden will, wer als impliziter Autor zu gelten hat. Informationen aus sekundären Quellen fehlen; und selbst wenn der Text erst zu Beginn des 2. Jh. entstand, ist nicht auszuschließen, dass er als angeblich echter, zwischenzeitlich verschollener Brief in die Lesegemeinde eingeführt wurde. Wenn sich Gemeindemitglieder am guten Griechisch des Apostels störten oder andere biographische Argumente Zweifel aufkommen ließen, werden sie den Brief nicht zwangsläufig als Fiktion rezipiert, sondern gegebenenfalls als vermeintliche Fälschung enttarnt haben. Mangels äußerer Anhaltspunkte kann nur der Text selbst darüber Auskunft geben, ob er als Fiktion oder als Täuschung verstanden werden will. Denn wenn eine Ebene des Textes unverstanden bleibt, sofern der Text nicht als Fiktion rezipiert wird, ist eine Täuschung auszuschließen. Umgekehrt ist von einer Täuschung auszugehen, wenn sich einzelne Aspekte ihrer Wirksamkeit nur entfalten, wenn der Brief als echtes Schreiben eingestuft wurde. √

Das deutlichste Indiz dafür, dass der Erste Petrusbrief als fiktionale Literatur gedacht sein könnte, findet sich in 1Petr 5,1. Denn der Vers stellt Petrus vermutlich als Märtyrer vor. Wenn vom *μάρτυς τῶν τοῦ Χριστοῦ παθημάτων* die Rede ist, ist damit nicht gemeint, dass Petrus Augenzeuge der Passion war, sondern dass er selbst zum Teilhaber an den Leiden Christi geworden ist und sein Bekenntnis mit dem eigenen Leib bezeugt hat. Das macht 1Petr 4,13 deutlich, wo in Entsprechung zu 1Petr 5,1 davon die Rede ist, dass die Adressaten, die an den Leiden Christi teilhaben (*κοινωνεῖτε τοῖς τοῦ Χριστοῦ παθήμασι*), bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit (*ἐν τῇ ἀποκαλύψει τῆς δόξης αὐτοῦ*, vgl. 1Petr 5,1: *δόξης κοινωνός*, vgl. auch 1Petr 5,10) jubeln werden. Im Gegensatz zu 1Petr 4,13 ist in 1Petr 5,1 kein finales Verhältnis ausgesagt, Petrus ist bereits Teilhaber an der Herrlichkeit Christi. Zwar wird dieser Lohn für die Lei-

²⁸ Forschungsüberblicke bei A. CASURELLA, *Bibliography of Literature on First Peter*, NTTs 23, Leiden u.a. 1996; E. COTHENET, *La Première de Pierre. Bilan de 35 ans de recherches*, ANRW II 25.5 (1988), 3685–3712, und J. H. ELLIOTT, *The Rehabilitation of an Exegetical Step-Child. 1 Peter in Recent Research*, JBL 95 (1976), 243–254.

den auch hier mit τῆς μελλούσης ἀποκαλύπτεσθαι als zukünftiges, noch ausstehendes Heil qualifiziert und auch 1Petr 1,7 und 1Petr 5,14 binden die Herrlichkeit an die Offenbarung. Dennoch hat Petrus bereits Anteil an der kommenden Herrlichkeit.

Der enge Zusammenhang von Leiden und Herrlichkeit (vgl. auch 1Petr 4,14) setzt allerdings nicht notwendig den Tod voraus. Auch für die Leiden der Gemeindeglieder, die nicht zwangsläufig alle das Martyrium erwartet, wird die Herrlichkeit in Aussicht gestellt. In 1Petr 1,11 sind aber augenscheinlich die Todesleiden Jesu und die ihn nach dem Tod erwartende Herrlichkeit angesprochen (τὰ εἰς Χριστὸν παθήματα καὶ τὰς μετὰ ταῦτα δόξας). Verstärkt wird der Nachhall dieser Entsprechung durch 1Petr 1,21, wo von der Herrlichkeit Jesu nach der Auferstehung die Rede ist. Vor diesem Hintergrund zeichnet sich der Tod des Apostels zumindest am Horizont ab.

Versteht man das Zugleich von bereits erlangter Teilhabe und Erwartung der kommenden Herrlichkeit in 1Petr 5,1 als Hinweis auf Petrus' Martyrium, statt es auf ein nicht näher bestimmtes Leidenspensum des Apostels zurückzuführen, spiegelt der Vers zwei unterschiedliche Instanzen wider. Denn im Rahmen der Erzählung hat der den Brief abfassende Petrus das Martyrium natürlich noch nicht erlitten. Der implizite Autor, d.h. der Text, erinnert außerhalb der Erzählung aber offenbar an Petrus' Sterben als Glaubenszeuge.²⁹

Das legt sich zumindest nahe, wenn man die Vita des Apostels berücksichtigt. Anders als Hypermestra blickt Petrus nicht zurück, er erinnert nicht an den Moment seiner Versuchung im Hof des Hohepriesters, als er Jesus verleugnete und so dem Kreuz aus dem Weg ging. Damals konnte er nicht als Zeuge für die Leiden des Christus gelten – weder im forensischen noch im existentiellen Sinn. Aber auch wenn Petrus seine unrühmliche Vergangenheit im Dunkeln lässt, ist sie als Kontext des Briefes doch laut vernehmbar. Angesichts der Verleugnung reichten die Leiden des Apostels, die er im Rahmen von Verfolgungen, wie sie Apg 5,40f. schildert, erlitten haben mag, kaum aus, um ihn als Zeugen für Christi Leiden auszu-

²⁹ In übertragenem Sinn könnte man davon sprechen, dass sich der implizite Autor „zu Wort meldet“. Da er selbst jedoch keine Stimme hat, spricht erzähltheoretisch betrachtet Petrus von seinem eigenen Tod. Dadurch liegt gewissermaßen eine externe Fokalisierung zumindest aber eine Fokusvariante vor, weil von außen auf das Lebensende des Petrus geblickt wird. Es geht jedenfalls nicht um die Leiden des realen Autors, so etwa BROX, Petrusbrief (s. Anm. 1), 228f. Denn für die Annahme, dass der reale Autor in 1Petr 5,1 spricht, gibt es keine Hinweise im Text. Vgl. auch W. MARXSEN, Der Mitälteste und Zeuge der Leiden Christi. Eine martyrologische Begründung des „Romprimats“ im 1. Petrus-Brief?, in: C. Andresen / G. Klein (Hg.), *Theologia Crucis – Signum Crucis* (FS Dinkler), Tübingen 1979, 377–393, der 1Petr 5,1 daher losgelöst vom brieflichen Rahmen interpretiert.

weisen, der 1Petr 1,11 zufolge Todesleiden erlitten hatte. Erst aufgrund seines Martyriums konnte er als Vorbild und Zeuge für die Lesegemeinde fungieren, die sich ihrerseits in letzter Konsequenz mit dem Tod konfrontiert sah (vgl. 1Petr 3,17f.; 4,1).

Das gilt insbesondere dann, wenn man eine Situation voraussetzt, wie sie Plinius der Jüngere in seinem Brief an Trajan (ep. 10,96) schildert.³⁰ Plinius war zwischen 111 und 113 Legat der Provinz *Bithynia et Pontus*. Während seiner Amtszeit führte er Prozesse gegen Christen durch. Man wird zögern, den Ersten Petrusbrief erst nach 111 n. Chr. zu datieren und als direkte Reaktion auf die Maßnahmen des römischen Statthalters zu verstehen, wenngleich die Versuchung angesichts der *adscriptio* und der frappierenden Berührungen zwischen den beiden Texten groß ist.³¹ Wenn Plinius in seinem Brief an den Kaiser hervorhebt, dass er selbst keine Erfahrungen im Zusammenhang mit dem speziellen Kasus hat, weil er Christenprozessen noch nie beiwohnte (ep. 10,96,1), ist damit angedeutet, dass es schon vor ihm Christenprozesse gab; und es ist nicht ausgeschlossen, dass es auch in Kleinasien vor Plinius zu Gerichtsverhandlungen kam, in denen sich Christen für ihren Glauben verantworten mussten. Setzt man eine gewisse Tradition der römischen Rechtsprechung voraus, kann der Pliniusbrief daher mit Einschränkungen als Zeugnis für die Rechtsverfahren dienen, unter denen die Leserinnen und Leser des Ersten Petrusbriefes zu leiden hatten. Denn der Erste Petrusbrief diente als Ratgeber dafür, wie man sich gegenüber Staat und Gesellschaft bei Anfeindungen wegen des christlichen Glaubens verhalten sollte.

Plinius beschreibt seinen Umgang mit den Beschuldigten in den Prozessen sehr genau: „Ich habe sie gefragt, ob sie Christen seien. Die Geständigen fragte ich unter Androhung der Todesstrafe ein zweites und ein drittes Mal. Diejenigen, die hartnäckig darauf beharrten, ließ ich zur Hinrichtung abführen.“³² Der Statthalter eröffnete den Angeklagten die Möglichkeit,

³⁰ Vgl. dazu etwa R. FREUDENBERGER, Das Verhalten der römischen Behörden gegen die Christen im 2. Jahrhundert. Dargestellt am Brief des Plinius an Trajan und den Reskripten Trajans und Hadrians, MBPF 52, München 1969; J. MOLTHAGEN, Der römische Staat und die Christen im zweiten und dritten Jahrhundert, Hyp. 28, Göttingen 1970, 13–20; A. REICHERT, Durchdachte Konfusion. Plinius, Trajan und das Christentum, ZNW 93 (2002), 227–250, und K. THRAEDE, Noch einmal: Plinius d. J. und die Christen, ZNW 95 (2004), 102–128.

³¹ So thematisiert 1Petr 4,14–16 mit der Differenzierung zwischen der Schmähung aufgrund des Namens Christi und der Leiden aufgrund von Verbrechen genau die Unterscheidung von Straftatbeständen, die Plinius in ep. 10,96,2 vornimmt.

³² Ep. 10,96,3: „Interrogavi ipsos an essent Christiani. Confitentes iterum ac tertio interrogavi supplicium minatus; perseverantes duci iussi.“ Text und Übersetzung hier und im Folgenden: C. Plinius Secundus, d. Ä., Sämtliche Briefe. Lateinisch-Deutsch. Übers. u. hg. v. H. Philips / M. Giebel, Stuttgart 1998.

sich vom Christentum zu distanzieren. „Da gab es nun welche, die leugneten, Christen zu sein oder jemals gewesen zu sein. ... Außerdem lästerten sie Christus, und zu all dem lassen sich, so heißt es, wahre Christen nicht zwingen.“³³ Diese Einschätzung ist insbesondere mit Blick auf die Evangelientradition von Interesse. Echte Christen ließen sich nicht zwingen, den Namen Christi zu leugnen. Doch im Markusevangelium tut Petrus genau das: Er leugnet und flucht.³⁴ Setzt man voraus, dass der Evangelist mit seiner Darstellung der Verleugnungsszene auch auf die römische Rechtspraxis anspielte, ergibt sich, dass ähnliche Praktiken wie die von Plinius geschilderten schon lange vor dessen Entsendung nach *Bithynia et Pontus* angewandt wurden.

Es ist nicht ohne weiteres vorauszusetzen, dass die Leserinnen und Leser des Ersten Petrusbriefes das Markusevangelium kannten, doch die Szene ist in den entscheidenden Punkten weitgehend unverändert in das Matthäusevangelium eingeflossen, das zumindest der Autor des Textes kannte³⁵ und mit ihm vermutlich auch dessen Leserinnen und Leser. Trotz seines zuvor abgelegten vollmundigen Bekenntnisses leugnet Petrus und flucht angesichts der sich abzeichnenden Todesgefahr (vgl. Mt 26,34f.69–75). Nach dem Zeugnis der Evangelien bekannte sich Petrus nicht etwa trotz zweimaliger Nachfrage unter Todesdrohung zu Jesus, sondern leugnete gleich dreimal, zu ihm zu gehören, noch bevor er direkt mit dem Tod bedroht wurde. 1Petr 4,16 fordert dagegen, Gott unter dem Namen Χριστιανός trotz der Diffamierung durch die Umwelt zu verherrlichen.

Vor dem Hintergrund der Passionsgeschichte erwies sich Petrus damit als äußerst ungeeigneter Zeuge für die Leiden Christi. Wie konnte gerade der Apostel, der Jesus dreimal verleugnet hatte, dazu auffordern, sich gegenüber jedem und jederzeit wegen der eigenen Hoffnung zu verantworten (vgl. 1Petr 3,15)? „Der traut sich was“, durften jene sagen, die das Schrei-

³³ Ep. 10,96,5: „Qui negabant esse se Christianos aut fuisse ..., praeterea male dicebant Christo, quorum nihil cogi posse dicuntur qui sunt re vera Christiani.“

³⁴ Mk 14,70f.: ὁ δὲ πάλιν ἠρνεῖτο. καὶ μετὰ μικρὸν πάλιν οἱ παρεστῶτες ἔλεγον τῷ Πέτρῳ· ἀληθῶς ἐξ αὐτῶν εἶ, καὶ γὰρ Γαλιλαῖος εἶ. ὁ δὲ ἤρξατο ἀναθεματίζειν καὶ ὀμνῆναι ὅτι οὐκ οἶδα τὸν ἄνθρωπον τοῦτον ὃν λέγετε. (Er leugnete aber wieder. Wenig später sagten die Dabeistehenden wieder zu Petrus: „Wahrlich, du bist einer von ihnen, denn du bist auch ein Galiläer. Er aber begann zu fluchen und zu schwören: „Ich kenne diesen Menschen nicht, von dem ihr sprecht.“) So wie Markus die Verleugnungsszene schildert, „entspricht sie in den wesentlichen Punkten einer Nostrifizierung, wie sie römischem Rechtsempfinden zu eigen ist: *Leugnung*, Christ zu sein, und *Verfluchung* des Gruppenidols. Beides sind die entscheidenden Punkte in der Verleugnungsgeschichte“, M. EBNER, Du hast eine zweite Chance! Das Markusevangelium als Hoffnungsgeschichte, in: O. Fuchs / M. Widl (Hg.), Ein Haus der Hoffnung (FS Zerfaß), Düsseldorf 1999, 31–40 (37).

³⁵ Vgl. METZNER, Rezeption (s. Anm. 1), 7–68.

ben für einen echten Brief des Apostels hielten, „läuft selbst vor der Gefahr davon und gibt nun gute Ratschläge.“ Natürlich wussten die Leserinnen und Leser, dass Petrus am Ende seines Lebens treu zu Christus gestanden hatte und der Gefahr nicht mehr ausgewichen war. Deshalb konnte der Text auch als Täuschung funktionieren, wenn er für einen echten Brief gehalten wurde. In diesem Fall fügten die Leserinnen und Leser dem Text aber etwas aus ihrem Informationsschatz hinzu.

Das Martyrium des Apostels war bekannt, es gehörte im Fall der Täuschung aber nicht zur „Stimme“ des impliziten Autors. Deshalb wirkte der Text als Fiktion überzeugender. Der implizite Autor war glaubwürdiger als Nicht-Petrus denn als Petrus, weil er als Nicht-Petrus das Martyrium des Apostels bereits implizierte, das notwendig außerhalb des Textes blieb, wenn Petrus als impliziter Autor verstanden wurde. Mit anderen Worten: Die Aufforderung, jederzeit Rechenschaft über den Glauben abzulegen, war überzeugender, wenn sie mit Verweis auf einen Märtyrer erging oder eben „von einem Märtyrer“ erging, wo ein anderer im Namen des Apostels zur Standhaftigkeit aufrief. Es liegt in der Natur der Sache, dass der Märtyrer selbst nicht mehr dazu in der Lage war, deswegen konnte nur in der Fiktion auf Petrus als Märtyrer zurückgegriffen werden.

Das Ethos des Märtyrers, das der Text voraussetzt, ließ sich nur im Rahmen der Fiktion für die Argumentation des Briefes nutzbar machen. Hielt man den Text für einen echten Brief, war für das Ethos des Apostels seine Verleugnung prägend. Das im Brief skizzierte Ethos passte deshalb nur bedingt zur Person. Umgekehrt gilt, dass sich das vom Brief vorausgesetzte Ethos erst vom Martyrium und damit von der Fiktion her entfaltete. Hielt man den ersten Brief für echt, war seine paränetische Leistung trotz der Autorität des Apostels geringer als bei der Fiktion. Denn trotz seines Martyriums musste Petrus im Moment der Abfassung, in dem er den Brief verantwortet hätte, eher als unglaubwürdiger Zeuge gelten.

Die Leistung der Fiktion kommt auch zum Tragen, wenn man die Unterscheidung von Adressatinnen und Lesern berücksichtigt. Denn die realen Leser Kleinasiens, für die der Brief vermutlich bestimmt war, waren ja nicht mit den extradiegetischen Adressatinnen des Briefes identisch, Letztere hatten einen Brief von Petrus erhalten, Erstere nicht. Versteht man den Text als Fiktion, haben die fiktiven Adressatinnen einen Brief von Petrus erhalten, die damaligen realen Leser dagegen außerhalb der Erzählsituation einen fiktiven Brief. Petrus hat ihnen keinen Brief geschrieben, der Brief ist aber für sie als intendierte Leser bestimmt. Hielten die damaligen Leserinnen den Brief dagegen für echt, mussten auch sie davon ausgehen, dass der längst verstorbene Petrus ihnen keinen Brief geschrieben hatte, sondern der Gemeinde zwei Generationen zuvor. In diesem Fall war der Brief aber auch nicht für sie bestimmt, er passte nur zufällig zu ihrer Situation. Die

Kommunikationssituation war also eine andere. Nur im Fall der Fiktion korrespondierte der Text direkt mit der Situation der intendierten Leserinnen und Leser, wo der implizite Leser den intendierten entsprach.

4.2 *Der Offenbarungszeuge spricht*

Die Kommunikationssituation des Zweiten Petrusbriefes³⁶ ist insofern noch etwas komplexer, als die Rolle der früheren Narration und damit die fiktive Zukunft eine größere Rolle spielt. In diesem Fall werden die intendierten Leserinnen und Leser des Textes nämlich von Petrus im Rahmen der „Erzählung“ selbst angesprochen, wenn auch indirekt. Wie im Hypermestra-Brief liegt auch im Zweiten Petrusbrief partiell eine frühere Narration vor. Petrus blickt in die Zukunft und erzählt, was sich in kommenden Tagen ereignen wird. Ähnlich wie Hypermestra scheint er am Lebensende angekommen zu sein. Der Brief berührt die Gattung des literarischen Testaments.³⁷ Der Apostel schildert die Zukunft der Gemeinde seiner Gegenwart, die Zukunft der Gemeinde der fiktiven Abfassungszeit; das war jedoch die Gegenwart der intendierten Leserinnen und Leser zur realen Abfassungszeit des Textes, sofern diese eine Kontinuität der Gemeindegeschichte voraussetzten. Umgekehrt war die Gegenwart der fiktiven Abfassungssituation ihre eigene Vergangenheit, mit dem Brief blickten sie scheinbar in die eigene Gemeindegeschichte zurück. Über dieses Zeitschema wird die historische Figur Petrus mit der realen Welt der Gegenwart verknüpft.

Doch auch im Zweiten Petrusbrief erweist sich zumindest an zwei Stellen die Rezeption des Textes als fiktionales Schreiben wirkungsvoller denn als echtes. Denn in 2Petr 1,12 enthält der Text eine *captatio benevolentiae*, die sich im Rahmen der Erzählsituation nicht an die intendierten Leserinnen in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts,³⁸ sondern an die fiktiven, extradiegetischen Adressaten, die Zeitgenossen des Petrus, richtet. Denn nur sie erhalten von dem Apostel einen Brief, in dem er ihnen zugesteht, dass sie in der Wahrheit gestärkt sind. Wurde der Text als fiktionales Schreiben verfasst, war der implizite Leser Nicht-Petrus-Rezipient, das bedeutet, dass die intendierten Leserinnen und Leser den Text als nicht von Petrus verfasst erkennen und sich folglich selbst direkt vom Text angesprochen fühlen sollten. In 2Petr 3,1 wird entsprechend die lautere Gesin-

³⁶ Forschungsüberblicke bei R. J. BAUCKHAM, 2 Peter. An Account of Research, ANRW II 25.5 (1988), 3713–3752; M. J. GILMOUR, 2 Peter in Recent Research. A Bibliography, JETS 42 (1999), 673–678, und P. MÜLLER, Der 2. Petrusbrief, ThR 66 (2001), 310–337.

³⁷ Vgl. dazu etwa R. J. BAUCKHAM, Jude, 2 Peter, WBC 50, Dallas 1983, 131–134.159–162.

³⁸ Zur Datierungsdiskussion vgl. MÜLLER, 2. Petrusbrief (s. Anm. 36), 332f.

nung der Adressaten gelobt. Die intendierten Leserinnen durften sich zwar als spätere Generation, die in einer kontinuierlichen Gemeindefradition stand, indirekt angesprochen fühlen, aber eben nicht direkt, wenn sie den Brief im Rahmen einer Täuschung als echt einstufen. Sie profitierten allenfalls mittelbar von den Lorbeeren der früheren Generation, denn sie selbst hatten keinen Brief von Petrus erhalten.

Es ist nicht auszuschließen, dass genau das vom realen Autor intendiert war. Vielleicht wollte er durch das Lob der früheren Generationen die Gemeinde zur Treue im Glauben anspornen. Es gibt aber eine Beobachtung, die es unwahrscheinlich erscheinen lässt, dass der Text als Täuschung geplant war. Denn da die *salutatio* in 2Petr 1,2 mit *χαρις υμῖν καὶ εἰρήνη πληθυνθείη* trotz Jud 2 (*ἔλεος υμῖν καὶ εἰρήνη καὶ ἀγάπη πληθυνθείη*) offenbar 1Petr 1,2 wörtlich aufnimmt,³⁹ dürfte sich 2Petr 3,1 auf den Ersten Petrusbrief beziehen und die Kenntnis dieses Textes bei seinen Leserinnen und Lesern voraussetzen.⁴⁰ Stilistisch unterscheidet sich der Zweite Petrusbrief jedoch deutlich vom Vorgänger.⁴¹ Der Text lässt kaum ein Bemühen erkennen, eine sprachliche, theologische oder thematische Nähe zum Ersten Petrusbrief zu suggerieren. Der Autor machte offenbar gar nicht den Versuch, den Brief als echten Brief des Apostels Petrus auszugeben, ganz unabhängig davon, ob der Erste Petrusbrief der Gemeinde als echter Brief oder als Fiktion galt. Indem sich der Autor mit 2Petr 3,1 zum Ersten Petrusbrief bekennt und ihn somit seinem eigenen Erzähler als Produkt zuschreibt, macht er deutlich, dass er gerade nicht Petrus als Autor verstanden wissen will. 2Petr 3,1 weist Petrus daher vor dem Hintergrund des Ersten Petrusbriefes geradezu als *unreliable narrator* aus.

Dem scheint 2Petr 1,16–18 zu widersprechen, denn in diesem Abschnitt rekurriert der Text ausdrücklich auf die Autorität des Offenbarungszeugen Petrus, eine Autorität, die der reale Autor nicht für sich in Anspruch nehmen konnte.⁴² Das bedeutet aber nicht, dass eine Täuschung vorliegt, denn

³⁹ Vgl. auch die Hervorhebung der acht bei der Sintflut geretteten Menschen in 2Petr 2,5, die sich als Adaption von 1Petr 3,20 verstehen lässt.

⁴⁰ Die Kenntnis des Ersten Petrusbriefes bedeutet nicht, dass man mit einer petrinschen Schule zu rechnen hat, der sich auch der Judasbrief verdanken würde, so zuletzt wieder P. CHATELION COUNET, *Pseudepigraphy and the Petrine School. Spirit and Tradition in 1 and 2 Peter and Jude*, HTS 62 (2006), 403–424.

⁴¹ Zum Stil des Zweiten Petrusbriefes vgl. T. J. KRAUS, *Sprache, Stil und historischer Ort des zweiten Petrusbriefes*, WUNT II/136, Tübingen 2001.

⁴² So urteilt E. E. Ellis über die Petrusbriefe: „Given the unique authority of the apostle in the church, these letters display, if they are pseudepigrapha, clear and sufficient evidence of a deceptive intention“, E. E. ELLIS, *Pseudonymity and Canonicity of New Testament Documents*, in: ders., *History and Interpretation in New Testament Perspective*, Biblical Interpretation Series 54, Leiden u.a. 2001, 17–29 (28). Zu den Problemen, welche die behauptete Augenzeugenschaft des Erzählers verursacht, vgl. H. J. RIEDL, *Der*

der reale Autor musste die Autorität des Apostels gar nicht für sich selbst in Anspruch nehmen, um sie ins Spiel zu bringen.

Anders als der Erste Petrusbrief kennt der Zweite Petrusbrief nicht nur den Erzähler Petrus, der in gleichzeitiger Narration sein Briefschreiben reflektiert, er schildert in späterer Narration in Ansätzen auch die Geschichte der Erzählfigur Petrus. Dabei verhält sich der Briefschreiber in Kontinuität zu seinem früheren Ich. Petrus steht zu seiner Vergangenheit, wobei er allerdings nur den großen Moment der Offenbarung in den Blick nimmt. Wie Hypermestra blickt er zurück auf einen zentralen Moment seiner Vita: Er hörte auf dem Berg die Stimme Gottes. Der Text erinnert so an die Glaubwürdigkeit des Apostels, er „erzählt“ Petrus’ Geschichte und übernimmt dabei wie die Prosopopöie in der Rhetorik die pragmatische Funktion, die Leserinnen und Leser zu bewegen. Der reale Autor erinnerte in Form einer brieflichen Prosopopöie an die Offenbarung, die Petrus zuteil geworden war, und führte dessen Autorität so als Argument ein. Der Text realisiert damit die Funktion, die sein Erzähler für sich in Anspruch nimmt; er will an Petrus erinnern, wie Petrus durch den fiktiven konservierten Brief selbst in der Zukunft erinnern will (2Petr 1,12.13.15; 3,1.2).⁴³

Indem Petrus in der fiktiven Gegenwart die Parusie verteidigt und das Gericht für die künftige Zeit der Spötter ankündigt, richtet er die Naherwartung für die Zeit der intendierten Leserinnen und Leser, die aller Wahrscheinlichkeit mit solchen Spöttern zu kämpfen hatten, wieder auf. Wie Hypermestras Brief steht auch sein Schreiben zwischen der fiktionalen Vergangenheit, die mit dem Rückblick auf die Offenbarung gleichsam in Form einer Analepse eingeholt wird, und der Zukunft, in der – wie in der Vergangenheit offenbart – Christus als Herrscher kommen wird. Der Petrus des Zweiten Petrusbriefes ist somit gewissermaßen ein homodiegetischer Erzähler, wenn auch kein autodiegetischer. Auch Petrus bleibt sich treu, aber er hat sich zumindest insofern gegenüber dem intradiegetischen Petrus vom Berg der Offenbarung verändert, als er dem Tode nahe steht und die schriftliche Erinnerung der Gemeinde durch einen Brief deshalb für notwendig erachtet. Dieser Brief ist wiederum Medium der Erzählung und Element der Handlung, mit dem großen Unterschied, dass das in der

Zweite Petrusbrief und das theologische Problem neutestamentlicher Pseudepigraphie, RSTh 64, Frankfurt a.M. u.a. 2005, 216–224.

⁴³ Das impliziert jedoch nicht etwa „den objektiven Tatbestand, daß der Verfasser einer solchen Schrift – sofern er durch Erinnerung die apostolische Verkündigung interpretierend weitergibt und dadurch neu präsent macht – gleichsam nur als Werkzeug fungiert, durch den der eigentliche Verkündiger redet“, J. ZMIJEWSKI, Apostolische Paradoxis und Pseudepigraphie im Neuen Testament. „Durch Erinnerung wachhalten“ (2Petr 1,13; 3,1), in: ders., Das Neue Testament – Quelle christlicher Theologie und Glaubenspraxis. Aufsätze zum Neuen Testament und seiner Auslegung, Stuttgart 1986, 185–196 (194); vgl. auch RIEDL, a.a.O. 231–241.

Zukunftsvision beschriebene Auftreten der Spötter nicht nur Teil der von Petrus erzählten Geschichte seiner fiktiven Adressatengemeinde, sondern auch die reale Situation der als Leserinnen intendierten Gemeindemitglieder der Abfassungszeit war. Der Brief sollte nicht nur Element der erzählten Handlung sein, sondern auch Element der Gemeinderealität.

5. Briefe aus den Gemeinden?

Die Petrusbriefe sind keine narrativen Texte im engeren Sinn, sie erzählen keine mythischen Geschichten. Das aus den Heroides Ovids entnommene Beispiel des Hypermestra-Briefes wirft gleichwohl ein anderes Licht auf das Pseudonym des Apostels Petrus in den kanonischen Petrusbriefen. Denn die Texte lassen sich offenbar *auch* als briefliche Prosopopoiien respektive als fiktionale Briefe verstehen.

Die Äußerungen einer mittels Prosopopoiie im Rahmen einer Rede vorgestellten Figur werden allerdings von den Ausführungen des Redners gerahmt, der die Fiktion einführt, ähnlich wie bei den Heroides der Buchtitel, die Sammlung und der Autorenname Ovids eine Rahmung schaffen, die die Fiktion transparent machen. Weder der Erste noch der Zweite Petrusbrief sind im Rahmen einer Briefsammlung oder unter dem Namen ihres tatsächlichen Autors überliefert worden.

Die Tatsache, dass die Fiktion anders als im Hypermestra-Brief nicht von einer realen Autorenangabe umgriffen wird, steht der Interpretation der Petrusbriefe als fiktive Schreiben jedoch nicht grundsätzlich entgegen. Wie der Brief in die Gemeinde eingeführt wurde, ist nämlich nicht überliefert. Es ist denkbar, dass die realen Autoren der Schreiben und mit ihnen die Texte selbst der Gemeinde entstammten, für welche die Briefe bestimmt waren. Durch Mimik und Betonung sowie den Kontext des Vortrages konnte eine Täuschungsabsicht ausgeschlossen und die Fiktionalität der Briefsituation markiert werden. Im Akt der Narration wurde der Vortragende gleichsam zum Erzähler einer Rahmengeschichte, in welche die Geschichte von Petrus, der einen Brief abfasste, eingebettet war.

Ungeachtet der ernsthaften Anliegen der Texte lässt sich die Vortragsituation mit einer Büttenrede vergleichen: Trotz einer entsprechenden Kostümierung und Selbstvorstellung glaubt im Rahmen von Fastnachtsfeierlichkeiten niemand, einen Till Eulenspiegel vor sich zu haben. Das Stilmittel der Prosopopoiie zeigt, dass auch ernsthafte Anliegen, selbst Fragen von Leben und Tod, unter der Maskerade verhandelt werden konnten. Es ist nicht unmöglich, dass die Autoren der Petrusbriefe ihre Texte in den Gemeinden als Fiktion deklarierten oder durch ihren Habitus die spielerische Komponente der Autorenfiktion transparent machten.

Einen situativen Rahmen muss man nicht nur postulieren, wenn man die Texte im Kontext der fiktionalen Literatur verankern will, sondern auch wenn man davon ausgeht, dass sie als echte Schreiben des Apostels Petrus ausgegeben wurden. Den Gemeinden musste ja plausibel gemacht werden, warum plötzlich alte Briefe in ihren Reihen auftauchten. Im Fall der Täuschung musste sich der Autor überlegen, was der Apostel Brauchbares zur vorgegebenen Gemeindesituation gesagt haben könnte. Die Fiktion erlaubte ihm, die Leserinnen und Leser in diese Überlegung einzubeziehen. Leider liegen uns keine Informationen darüber vor, wie die Schreiben in die Gemeinden eingeführt wurden, daher sind wir auf die Briefe selbst angewiesen. Da eindeutige Hinweise im Text fehlen, bleibt mindestens im Fall des Ersten Petrusbriefes unsicher, ob der Text als Fiktion oder Täuschung geplant war. Der Vergleich mit den *Heroides* Ovids zeigt aber, dass die Texte als fiktive Briefe ihren pragmatischen Zweck mindestens ebenso gut erfüllen konnten.